

20. Jahrgang.

„Und es muß doch wahr sein!“ rief sie mit einem zarten Lächeln.

„Und es muß doch wahr sein!“ rief sie mit einem Zerknirschungsausdruck vor dem eigenen Stuhme.

XX. Jahrgang.

Bon G. Et.

Der Ertrag des Winterweizens wird durch ein rechtzeitiges Wogen desselben im Frühjahr wohl unter den meisten Verhältnissen nicht unbeträchtlich gehoben.

Der Liebhobler, welcher nicht im Besitze von Frühbeeten ist, kann aber der eigenen Ansicht freut, verschaffe sich bei Zeiten auch einen solchen, welche der Dörfer fertigt, oder Holzschlägen von 15-25 Centimeter Längen- und Breitenausdehnung von 8-10 Centimeter innerer Höhe, deren Böden mit Abzugslöchern für das Wasser versehen sind (Aur Roth thun es auch Blumen-)

Künstlerische Photographie. **Karl Schipper,**
31 Rheinstr. 31. Tel. 9766



Nr. 63.

Mittwoch, den 15. März 1905.

20. Jahrgang

Der Hochzeitstag.

Roman von H. Palmé-Payien.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Und die Ferne begann zu schwanzen und zu wanken, und alles, was dort eben sichtbar geworden war, zerriss und versank zugleich, damit der breite, dunkle, entstellende und verzehrende Streifen, der sich plötzlich quer über das zarte Bild der Wehmuth gezogen hatte. Und als er dann den Blick ablöste von dem düsternen wieder farb- und gestaltlos gewordenen Horizont und zu dem zurückkehrte, was war und blieb, fiel sein Blick auf etwas Schwimmendes ganz in der Nähe, auf etwas, was sein Auge schmerzte. Er sah nicht länger darauf nieder, bis der goldene Reif vom Finger gezogen und weggesteckt war. Dann athmete er hoch auf, strich sich langsam über die Stirn und über sein Antlitz breitete sich ein Ausbruch, wie er Schläfern eigen ist, die nach schwerem Traum erwachen und zum Leben und Denken zurückkehren. Es war heute das letzte Mal, daß er auf der Felsplatte unter der grünen Birke gewieilt hatte. Eine kurze Frist noch und man würde ihm wieder in der Welt begegnen, gestählt, gerüstet.

Justizrath von Belendorf wußte nun alles. Es hätte Gisela die Brust gesprengt, wenn in jenen trübsten Tagen ihres Lebens ihr Schmerz hätte stumm bleiben müssen.

Sie konnte nicht allein mit sich fertig werden, und abgesehen davon, wollte sie ihren Handlungen auch verstanden und gerecht beurtheilt sein. So ließ sie den Freund ihrer Kindheit, den sie liebte und dem sie vertraute, in die Geheimnisse der jüngsten Vergangenheit, in ihre Aengste und Zweifel blicken und schließlich auch in die Zerrissenheit ihres Herzens, wenn hier auch nicht so ganz unbehindert. Ihre Liebe war stolz und — sie wollte es sich zwar nicht eingestehen — reuig. Es zehrte und nagte an ihrem Herzen, nachdem der erste wilde Sturm vorübergegangen war. Aber das, worauf es dem Justizrath hauptsächlich ankam, das verschwiegen sie mit einer nicht zu durchbrechenden Hartnäckigkeit: sie nannte keine Namen. Sollten Irma und die arme Alsa von Helbhausen durch ihre Schwachhaftigkeit in Unglück hineingerathen? Nimmermehr! Was konnten auch die Namen helfen? An Ulrich hatte man sich zu halten, und wenn dieser jegliche Beweisaufnahme verschmähte, wenn er dazu zu stolz war, sie eher verlieren als reden wollte, wohl, dann mochte die Tragik sich erfüllen!

„Sehr jung und sehr thöricht gedacht, meine liebe Sa“, lautete die tadelnde Antwort Onkel Egbert's auf dergleichen Aeußerungen. Er verhielt sich Gisela gegenüber immer ruhig, ernst und gütig, vermochte dadurch sehr viel bei ihr durchzusehen, und glaubte auch in dieser Sache noch durch Geduld zu siegen. „Ulrich hat Dir die einzig richtige Antwort darauf gegeben. Glaubst Du, die Du noch niemals Beweise von Unaufrichtigkeit an ihm erfahren hast, seinem Manneswort nicht, so fehlt Dir Vertrauen zu Deinem Bräutigam und Gatten, und ohne Vertrauen gibt es keine glückliche Ehe. Dann besser Scheidung.“

Der Justizrath hatte dies Wort nur einmal ernst ausgesprochen, aber seitdem kam es Gisela nicht mehr aus dem Sinn. Es sah ihr wie ein Stachel im Herzen.

Scheidung! Was das hieß und zur Folge hatte, trat plötzlich in seiner ganzen Schwere an sie heran. Eine Menge Fragen

drängten sich ihr auf die Lippen, gleichwohl fand sie von nun an nicht mehr den Muth, auch nur eine einzige Frage dem Onkel vorzulegen. Sie befand sich in einem bellagenswerthen Zustande. Erwachte sie des Morgens aus oft unruhigem Schlummer, so verharrte sie meist lange noch auf dem Lager und grübelte über die Gestaltung ihrer nächsten Zukunft.

„Wann würde Ulrich etwas von sich hören lassen und in welcher Weise an sie herantreten? Wo wollte er jetzt? Ob er sehr traurig war oder sich bald trösten würde — er war ja ein Mann, ein harter Mann — oder ob er einlenken und ihr seine Vergangenheit mit allen Irrthümern und Geheimnissen aufdecken und versuchen würde, sie zu überzeugen? Ach warum sich betrüben; sie mußte ja alle diese Fragen zu eigenem Schmerz und Born verneinen und trotzdem blieb sie hoffnungsdurstig.“

Die vielen, bald nach ihrem Scheiden aus dem Elternhause an sie gerichteten Schreiben verfehlten, der Eigenart ihres Charakters gemäß, gänzlich die beabsichtigte Wirkung. Die kummervollen der Mutter entlockten ihr Thränen, die heftigen des Vaters, Briefe voll bitterer Vorwürfe und tränkender Drohungen, stachelten ihren Widerstand und Trotz auf. Das Eine und Andere konnte nichts an der Sachlage ändern. Es mußte gehandelt, Gisela mußte überzeugt und Ulrich versöhnt werden. Eine, scheinbar unmögliche Aufgabe!

Der Einzige, der sich derselben annehmen konnte und wollte, denn er liebte die Weiden, um deren Glück es sich handelte, von Herzensgrund, war der Justizrath. Indessen verhielt er sich dabei so ruhig und vorsichtig, daß man von einer Thätigkeit gar nichts spürte. Vorläufig beschränkte sich dieselbe nur auf eine aufmerksame Beobachtung seiner Richte. Eine leichte Sache bei ihrer offenen, impulsiven Natur.

Er entlockte ihr Manches, was ihm zur Aufklärung nützlich und nothwendig erschien, erfuhr auch bald, wo man ihre Bekannten und Freundinnen zu suchen habe. Deren gab es viele und in allen Gegenden der Windrose, darunter auch manche Vadebekanntschaft, und mit den Meisten korrespondirte Gisela.

Da es sich um briefliche Verleumdungen handelte, suchte er hierbei zu erfahren, welche Freundin mit Briefen bedacht wurde. Jede sollte von ihm aufs Korn genommen werden. Und die junge, lebhaft Frau Hörster Irma Weinigen, eine häufige Besucherin der vereinsamten Gisela, ahnte nicht, welch durchdringenden Beobachtungen sie seitens des Justizraths unterstellt war, gleich schon beim ersten Besuche also wenige Tage nach Giselas Ankunft in C. Sie gefiel dem alten Herrn aber gut. Klarheit und Wahrheit sprach aus dem schmalen, feinen Gesichte. Eine Intrigantin war sie nicht, aber vielleicht eine Vermittlerin! Ihr Erscheinen war ihm indessen willkommen. Sie brachte Leben und Frische ins Haus und seiner Richte Zerstreuung. Da der Justizrath durch sein Amt, durch Klubabende und Jagden oft in Anspruch genommen war, blieb sich Gisela meist selbst überlassen. Mochte ihr dies begreiflicherweise für den Augenblick erwünscht sein, so doch gewiß nicht für die Dauer. Der Rath hielt Letzteres für ihren jetzigen Gemüthszustand auch nicht rathsam. Eine in-

nere Unruhe trieb sie hin und her. Oft sah der Rath sie schon in der frühesten Morgenstunde, wenn im Hause noch alles schlief, im Garten, oder hörte sie Abends spät noch in ihrem Zimmer stundenlang auf- und niederwandern. Den Tag über verstand sie sich freilich immer zu beschäftigen. Sie liebte die Künste, Musik und Malerei, und leistete auch Gutes darin. Gleichwie sich in ihrem Charakter die Extreme berührten so auch in ihrem Kunstgeschmack. In der Musik liebte sie das Große, Gewaltige, Stürmende, das leidenschaftlich Erregte und Zerrißene, Beethoven und Chopin in der Malerei nur das Feine und Kleine. In diesen Wochen hörte der Rath sie stets nur Chopin spielen.

Gleich dem Onkel liebte auch Gisela die Natur und somit die Thiere, die im Garten Obhut und Fütterung, Sommer und Winter erhielten und daher alle zahm und zutraulich waren, nicht nur die Käfigvögel, auch die ganze in Bäumen und Hecken nistende, zwischen dem Esen und auf den Dächern umherflatternde zupende, zwitschernde und singende Vogelgesellschaft. Ganz hinten im Garten befand sich ein Häuschen mit vielen Blumenstöcken, durch einen Heidegang vom Garten getrennt, des Rathes Pferdebestall mit einem Rappen und einem sehr schönen Braunen, den Gisela zu reiten pflegte. Immer wenn dem Rath Zeit zur Verfügung stand, wurden von ihm und Gisela gemeinsame Ritten gewagt über Feld und durch den Wald, der von der Stadt ausgehend sich weit ausdehnte, auch eine große Jagdpacht und gen Osten Ulrichs Gebiet einschloß. Es wurde bei den gemeinsamen Ritten aber niemals von Rosenlos gesprochen, so natürlich dies gewesen wäre. Der Rath hatte seine Gründe dafür. Es sollten Gisela keine Erinnerungen aufgebracht werden. Sie sollte auch sich selbst Ulrichs Namen über die Lippen bringen, geschah dies nicht, konnte er darauf warten, an Geduld fehlte es ihm nicht. Ein Tag mußte kommen, an dem die Verhältnisse eine Aussprache erforderten.

Manchmal wurde er ganz irre an Gisela's verschlossenem Wesen. Sie brauchte doch bei ihm keinen Zwang und keinen Verath zu befürchten. Und das that sie, wie es ihm schien, zu seiner innersten Kränkung. Thatsächlich veranlaßten ganz andere Beweggründe Giselas Zurückhaltung. Ehe sie auch ihre Seele dem Freunde ihrer Kindheit gänzlich enthüllte, ihm alles sagte, wollte sie Asta von Helldhausen gesehen und gesprochen haben. Eine brennende Sehnsucht dieser Frau, die Ulrichs Leben genau und seine Person besser als sie selbst kannte, nahezutreten, nahm sie so ausschließlich ein, daß jedes andere Gefühl und jeder andere Wunsch davor in den Hintergrund traten. Dabei zitterte und bangte sie vor der ersten Begegnung. Ein Zufall hatte bis jetzt immer noch die von Frau Irma mühsam inszenirten Zusammenreffen am dritten Ort, auf der Oberförsterei oder auf Spaziergängen im Walde verhindert. Auch ein mit Frau Irma gemeinsam unternommener Besuch in der Anstalt führte zu keinem Zwecke, da die „gnädige Frau“ just an dem Tage „sehr unpaßlich sei“, wie es hieß.

Nun brachte heute ein Bote aus der Oberförsterei Gisela wie oftmals schon, briefliche Grüße und diesmal die ersuchte Botschaft, daß Frau v. Helldhausen ihr am Nachmittag selbigen Tages wahrscheinlich ihren Gegenbesuch machen werde.

„Und habe ich es nicht klug eingerichtet“, schrie Frau Irma, „Dein Onkel Egbert ist dann nicht daheim! Klaus hat ihn überredet, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Ihr seid dann ganz allein. Mein Werk! Halte Dich ruhig, Gisela, bezwinde Dich. Bestürme sie nicht mit Fragen. Du erreichst damit nichts. Im Gegentheil, sie wird noch zurückhaltender, als sie von Natur bereits ist. Ich habe es erfahren. Immer noch trägt sie mir nach, daß ich von den mir anvertrauten Mittheilungen über Herrn v. d. Lube so „schränkenlos“ Gebrauch gemacht, Dich nun in diesen furchtbaren Zwiespalt und den Baron ins Unglück gebracht habe. Ich bin überzeugt sie ist Dir nur deshalb noch ausgewichen; sie ist in-deffen eine zu höfliche und feine Frau, um die Form zu vernachlässigen zu wollen. — Nicht genug kann ich Dir, Gisela, danken, daß Du so fest bleibst und unsere Namen nicht preisgibst. Beide haben wir es ja gut mit Dir gemeint und die Folgen nicht ahnen können. Es bleibt nun wohl sehr fraglich, ob Frau v. Helldhausen Dir gegenüber weiter über den beregten Punkt sich ausläßt, obwohl sie, trotz aller äußeren Kühle, gutmüthig zu sein scheint.“

„Weißt Du, wozu sie sich erbot. Zur Vermittlerin zwischen Euch. Sie möchte Euch gerne wieder zusammenbringen und meint, der Baron sei durch Dein Verhalten für das, was er an Maria gesündigt, genügend, wenn nicht zu hart bestraft. Damit Du es weißt, ich schließe mich ihr heute nicht an. Es ist besser so. Schreibe mir gleich, wie sie Dir gefällt.“

Deine Irma.“

Giselas Augen irrten, nachdem sie den Brief zu Ende gelesen sofort zu den Worten zurück: „für das, was er an Maria gesündigt.“

Da stand es wieder, was in ihr die Furcht vor Ulrich ent-facht hatte.

„Und es muß doch wahr sein!“ rief sie mit einem Male laut aus. Sie erschrak vor der eigenen Stimme.

Bestürzt sah sie sich um. Sie befand sich im Gartenzimmer. Dieses lag zu ebener Erde und führte ohne Stufen in den Garten hinein, die Thüren standen weit offen. Gottlob es war Niemand zu sehen. Der Onkel war im Amt und die Diensthofen arbeiteten im Hause.

Mit dem Briefe in der Hand lief sie hinaus, erst an dem großen, plätschernden Springbrunnen vorbei, an dem zu beiden Seiten je eine riesige Trauerweide mit Gartenischen und Stühlen stand — sie mußte sich bücken, um unter den tief hängenden Zweigen wegzukommen — dann den Schlangenlinien der Wege nach. Es gab da stille Berstecke, schattige dunkle Plätze, an denen es sich ungestört lesen, träumen und grübeln ließ, wo man auch ein trauriges oder aufgeregtes Gesicht verdecken konnte. Dort, zum Beispiel, in der dichtverzweigten Laube, nahe der Garten-mauer, welche hier so niedrig war, daß man darüber fort durch ein Zugloch im Grünen auf die Felder und zugleich auf die Chaussee blicken konnte.

Blendend weiß schimmerte der helle Streifen von der Stadt-seite herüber. In diese halbdunkle Laube setzte sich Gisela und faltete den Brief auseinander und las und las, immer nur ein und dieselbe Zeile. Während der ganzen Zeit, die sie hier im Hause verlebte — darüber war bald ein Monat verfloßen — hatte sie tagtäglich Asta v. Helldhausen erwartet. Immer vergeblich. Nun heute, endlich, kam die Stunde, in der sie ihr begegnen, in der sie mit ihr über Ulrich sprechen durfte. Ueber jene Worte dort auf dem Papier war sie ihr ein aufrichtiges, erklärendes Wort schuldig. Weiteres wollte sie auch nicht fragen und nicht wissen.

Und trotzdem die Mittagsstunde noch fern lag und Asta von Helldhausen erst nach Stunden zu erwarten war, schaute Gisela doch schon wieder durch das Zugloch auf die Straße. Sie war sich dessen kaum bewußt, das sah man ihrem erregten Gesichte an. Gisela hatte wieder das gelbe Kleid mit dem schwarzen Sammt-besatz angelegt, aber keine Kellen vorangestellt. Eine Kelle hatte sie, seit sie hier war, nicht mehr angerührt, obgleich ein ganzes Beet davon im Garten in Flor stand. Sie pflegte daran vorbeizugehen, ohne hinzuschauen. Am liebsten mied sie den Weg. Und heute kam Diejenige, die ihr durch ein paar Worte alles zu-wider gemacht hatte, die Kellen, den Mann, den sie liebt, das ganze Leben! Wie sollte sie die Zeit bis dahin verbringen. Sie stand auf und ging wieder die Wege zurück und ins Haus durchs Gartenzimmer in ein daranstoßendes, großes, düstern möblirtes Gemach ohne Teppiche. In der Mitte unter einer Hängelampe stand ein Flügel. Sie öffnete ihn und begann zu spielen, Finger-übungen, rasende Läufe, zuletzt fliegende Tänze. Es half nichts, sie wurde nicht ruhiger. Wäre der Onkel doch nur hier, dachte sie, dann könnten wir reiten, wohin bliebe sich gleich, nur recht weit und schnell nur frische Luft, Wind, Bewegung! Und sie schritt im Zimmer auf und nieder, stellte sich ans Fenster, schaute auf die Landstraße und hinüber zu der Stadt, in deren Mitte, auf kegelförmigem Hügel ein hochgebautes baummüränztes Schloß auf-ragte. Alles war Licht und freundlich. Die Sonne theilte an Felder und Saaten, an Stadt und Land allgerecht ihre Helle und Wärme aus. Die Bäume rauschten, die Sensen klirrten und aus dem fernen Stalle ertönte das Wiehern der Kasse, Leben und Bewegung war ringsum, nur die Zeit schlich träge dahin.

Endlich wurde es aber doch Mittag.

Der Justizrath langte an. Man speiste und der Rath rüstete sich danach zur Jagd.

„Und was beginnst Du den langen Nachmittag meine La?“ fragte er Gisela.

„Ich zähle die Minuten, bis Du wiederkommst“ lautete ihre Antwort unter einem mißglückten Lächeln.

„Und gehst nicht zur Oberförsterei?“

„Nein.“

„Und Frau Irma kommt auch nicht zu Dir?“

„Nein.“

„Soll ich sie zu einem Gang hierher überreden? Du bist dann nicht so ganz allein.“

„Ich bin gern allein.“

„Gut, hm.“

Seine Augen fuhren blitzartig über sie weg.

„Was hat sie nur?“ fragte er sich. „Ein verliebtes Mädel, das seinen Schatz erwartet, kann nicht unruhiger und ungeduldi-ger sein?“

Er hing sich die ihm von Gisela dargereichte Jagdtasche um und nahm auch seinen grünen Schlapphut mit Spielhahnsfeder aus ihrer Hand entgegen. Sonst kümmerte sie sich nicht um der-gleichen Dinge. Handreichungen von ihr war er überhaupt nicht gewohnt. Sie war nicht darnach erzogen.

Der Rath verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Geböre nicht dem Tag, doch lebe und liebe ihn.
H. RICHTER (Lug.-u. Scherz.)



Zwischen Leben und Tod.

Aus dem Amerikanischen.

Deutsch von Clara Rheinau.

(Nachdruck verboten.)

Vor vier Jahren, als ich bei der Eisenbahn in Kapstadt angestellt war, verlor ich mein Herz an die Tochter meiner Hauswirthin, Eleanor Teaynor. Sie erwiderte meine Neigung und trotz der vielen, angesehenen Bewerber um Eleanors Hand triumphirte die Liebe über die Einwände ihrer Mutter und wir verlobten uns.

Einer der glühendsten Verehrer der schönen Eleanor war ein junger Holländer, Namens Piet Hauffmann, ein Maschineningenieur, der in eine förmliche Wut geriet, als er hörte, daß ich den Preis gewonnen hatte. Er verließ Kapstadt mit dem Schwur, sich an mir zu rächen, und wenn er Jahre auf eine Gelegenheit warten mußte.

Sehr bald nach dem glücklichen Tage, der mir ein liebes, junges Frauchen bescherte, bot man mir die Stelle eines Stationsvorstehers in Matrisberg an, einer kleinen Station, etwa fünfzig Meilen südlich vom Oranjesusse. Ich akzeptirte gerne, und ehe viele Wochen vergangen waren, übernahm ich dort meine neuen Pflichten.

Wir fühlten uns sehr glücklich in unserer stillen Häuslichkeit, bis gegen Ende 1899 meine Frau zu kränkeln begann. Ich konnte ihr von meinem abgelegenen Posten unmöglich ärztliche Hilfe und sorgfältige Pflege verschaffen, die ihr Zustand erforderte und mußte sie schweren Herzens zu einem längeren Besuch bei ihrer Mutter in Kapstadt abreißen sehen.

Einige Tage nach ihrem Weggehen erbat sich mein einziger Gehülfe einen Urlaub von vierundzwanzig Stunden, um einen todkranken Verwandten in Mensburg zu besuchen. Natürlich ging dies gegen die Regel, allein da nur sehr wenig zu tun war, ließ ich ihn gehen. Ich konnte ja einen Tag und eine Nacht ganz gut allein fertig werden. Nach seiner Entfernung schritt ich meine Strede ab und zündete nach beiden Richtungen die Signallaternen an.

Ich muß hier einschalten, daß meine Station sehr hoch gelegen war, um dem Zuge, der in der Nähe um eine Kurve kam, leichter sichtbar zu sein. Hatte er die Kurve hinter sich, so mußte der Zug noch eine schmale, über eine tiefe Schlucht gespannte Brücke passieren. Dann kam eine glatte Fahrt von einer halben Meile bis zur Haltestelle, die in Ermangelung einer Weiche dicht am Stationsgebäude war.

Nachdem ich alles in Ordnung gebracht hatte, setzte ich mich zu einem stillen Rauch- und Leseständchen nieder, bis der um 9.30 Uhr fällige Zug meine Aufmerksamkeit erfordern würde. Allein ich hatte noch nicht lange gelesen, als meine Thür plötzlich geöffnet wurde und der, den ich am wenigsten erwartet hatte — mein ehemaliger Rivale Piet Hauffmann — auf der Schwelle erschien. Mein Erstaunen bei seinem Anblick grenzte an Verwundung, aber ehe ich meinen Gleichmut wiedergewonnen hatte, war er mit ausgestreckter Hand auf mich zugefahren:

„Guten Abend, Armstrong. Sie sind überrascht, mich hier zu sehen, Alter. Hoffe, Sie befinden sich wohl, obschon Sie mir im Augenblick nicht gerade so aussehen.“

Ich stammelte etwas von guter Gesundheit und von meiner großen Ueberraschung über seinen unerwarteten Besuch. Dann fuhr er fort:

„Ehe ich Ihnen den Grund meiner Anwesenheit hier erkläre, muß ich Sie um einen Trunk bitten, Armstrong, die Kehle ist mir vollständig ausgetrocknet.“

Sein Ton war mir widerwärtig, aber ich holte eine Flasche Rum, heißes Wasser und Gläser herbei und er bediente sich in sehr ungezierter Weise.

„Nun zu den Geschäften,“ begann er endlich. „Hörten Sie schon das Allerneueste? Ah, ich sehe, Sie wissen nichts davon. Nun, also die Sache ist endlich so weit gediehen, daß hermutlich morgen der Krieg ausbrechen wird. Tatsächlich bringt der um 9.30 Uhr hier an, die englische Truppen in einer Stärke von 200 Mann, die die Brücke über den Oranjesusse bewachen sollen. Zufällig weiß ich nun, daß meine braven Landsleute um diese Zeit bereits diesseits der Brücke sich befinden. Und da ihnen eine Wagenladung Nothröcke in ihrer Mitte schwerlich willkommen wäre, so haben wir — ich und einige Freunde, die sogleich hier sein werden, beschlossen, Euren tapfern Soldaten eine vergebliche Fahrt zu ersparen und sie auf dem Wege zurückzuhalten. Ich fürchte nur, Sie werden mit meiner Methode nicht ganz einverstanden sein.“

Hier wurde er in seiner Rede unterbrochen durch das geräuschvolle Eintreten von vier rauhen, struppigen Gefellen, von denen jeder mit einer Büchse und Patronentasche versehen war. Augenblicklich stellte er mir die Männer als seine Freunde vor und wandte sich dann zu ihnen mit den Worten:

„Ich erkläre gerade meinem sehr werthen Freunde, daß wir unser Bestes tun würden, um seinen militärischen Freunden eine fruchtlose Reise zu ersparen. Ist alles in Bereitschaft, Kategan?“

„Alles ist geschehen, wie Sie es anordneten, Herr,“ entgegnete der Älteste der vier.

„Mein Plan ist dieser,“ wandte sich Hauffmann nun wieder zu mir. „Meine Freunde hier waren eifrig beschäftigt, unter der eine halbe Meile entfernten Brücke eine hübsche Mine zu konstruieren. Sie haben auch diesseits der Brücke ein paar Trühte gelegt und mit Hilfe eines tragbaren Akkumulators, den ich zu diesem Zweck mitbrachte, wird es uns sicher gelingen, die Reise Ihrer Landsleute sehr wirksam abzukürzen, leider freilich nur, um sie auf eine weitere Reise zu schicken.“

Ich hatte bisher ganz still gesessen und mit philosophischer Ruhe die Dinge genommen, wie sie waren. Aber als die furchtbare Wahrheit von Hauffmanns Plan mir klar wurde, sprang ich auf und stürzte mich in Eilender Wut auf den Glenden. Dieser plötzliche Ueberfall kam ihm offenbar unerwartet, denn ich hatte ihn am Boden, ehe er den Revolver gebrauchen konnte, der ihm bei dem Fall aus der Tasche glitt. Ich griff eilig darnach, erhielt aber gleichzeitig einen so furchtbaren Schlag auf den Kopf von Kategans Gewehrkolben, daß die Waffe an das andere Ende des Zimmers flog. Augenblicklich fielen die übrigen über mich her, und obschon ich wie ein Rasender mich wehrte, wurde ich überwältigt und mit einigen Leibgurten an einen Stuhl gebunden.

Hauffmann erhob sich ruhig wieder auf die Füße, wischte sich den Staub von seinen Kleidern und hob den Revolver vom Boden auf.

„Alte Wetter,“ sagte er in kühlem Tone, „ich hätte nie gedacht, daß Sie so viel Courage besäßen. Ein Glück für Sie, denn ich schwöre Ihnen, Sie werden sie bedürfen, ehe ich mit Ihnen fertig bin.“

„Glender Schurke!“ rief ich, „Sie haben freilich nicht so viel Courage wie eine Maus, Sie Feigling! So hierher zu kommen: Fünf bewaffnete Männer gegen einen Unbewaffneten! Binden Sie mich los und legen Sie ihren Revolver beiseite, und Sie sollen eine Tracht Prügel von mir erhalten, die Ihnen unbergänglich sein wird. Sie Glender!“

„Sie erinnern sich noch unserer letzten Begegnung, Armstrong, drunten in Kapstadt,“ sagte Hauffmann. „Damals schwor ich, daß ich zur rechten Zeit mich rächen werde und diese Zeit ist jetzt gekommen. Ich habe nicht die Absicht, jenen Zug zu gefährden, Sie selbst sollen die Mine zum Explodieren bringen, die seine Passagiere in die Ewigkeit befördern wird. Bindet seine Arme fest, Jungens,“ wandte er sich zu den anderen, „und führt ihn weg von hier.“

(Schluß folgt.)





Tibet als Jägerparadies.

Wenn das „geheimnisvolle“ Tibet der Zivilisation erschlossen sein wird, dürfte sich jedenfalls den Sportsmen ein großartiges neues Feld der Tätigkeit eröffnen. Tibet ist für den Jäger wie für den Naturforscher ein Paradies; es hat eine überraschend reiche Fauna, die der englische Zoologe Pycraft sehr interessant schildert. Zu den größten Säugetieren Tibets gehört der Nashorn oder Grunzochs. Er ist an den Schultern zwischen fünf bis sechs Fuß hoch; aber er sieht sehr viel größer aus durch den ungeheuren Haarwuchs auf dem unteren Teil des Körpers und Schwanzes. Unter diesem Haar liegt noch eine feinere Schicht Wolle, pashim genannt, die sehr viel für Anfertigung von Tuch verwendet wird. Der außerordentliche Schwanz wird in tibetischen Klöstern auf Pfählen als Wimpel aufgehängt. Überall im Orient werden diese Schwänze als Fliegenwedel benutzt; in China werden sie rot gefärbt und an den Dächern der Sommerhäuser aufgehängt. Da der Nashorn nahe der Region des ewigen Schnees lebt und sehr ungestüm ist, gestaltet sich die Jagd auf ihn ziemlich aufregend. Trotzdem kann man ihn leicht zähmen, und er bewährt sich als schätzbares Lasttier, da er äußerst sicher auftritt und große Lasten trägt. Ein anderes Kustier auf dem Tafelland Tibets ist die Chiruantilope, die wie die seltsame Saiga eine ungeheuer geschwollene Nase hat. Man nimmt an, daß diese vergrößerte Nasenhöhle eine Folge der Anpassung ist, um die stark verdünnte Luft dieser Gegend zu atmen. Auch die kleine Goa oder tibetische Gazelle und das Wildschaf Argali können in dem Lande gedeihen, in dem im Sommer am Tage die Sonne sengt und Nachts eilige Winde wehen, und Herden wilder Hunde streifen immer umher. Der Argali lockt den Sportsmann durch die Taifache, daß er prächtige Hörner trägt, die bis zu 48 Zoll lang werden können und an der Basis 20 Zoll im Umfange haben. Alte Schafböcke springen von einer Höhe von 30 Fuß herab. Der Steinbock und das Bhoral oder Blauschaf Tibets, das mehr Ziege als Schaf zu sein scheint, sind auch erwähnenswert. Der tibetische Hirsch, der fast so groß wie der Wapiti ist, ist einem Europäer sehr selten vor die Hinte gekommen. In Europa befindet sich von ihm kein vollständiges Exemplar; so besitzt z. B. das Britische Museum von ihm nur fünf Schädel und Hörner. Die Hörner sind groß, die größte Anzahl der Sprossen beträgt dreizehn. Die Spannung zwischen den Spitzen der Hörner ist über drei Fuß, und die Breite zwischen den gebogenen Stämmen kann drei Fuß 3/4 Zoll betragen. Von den drei Arten wilder Esel, die es in Asien gibt, ist der Klang oder Dschiggetai besonders Tibet eigen. Eines der merkwürdigsten der großen Tiere Tibets ist aber der große Panda oder Kagenbär. Er hat eine seltsame Färbung, höhlenschwarze Flecke auf cremefarbenem Grund. Man weiß wenig von dem Kagenbär und nimmt an, daß seine Färbung ihm als Schutz dient, da sie mit dem Schnee und den schwarzen Felsen harmonisiert, zwischen denen er lebt. In Trupps lebt der sehr schön gefärbte orangefarbene stumpfnasige Affe auf größeren Bäumen. Die großen Katen sind durch den seltenen Schneeleoparden vertreten, von dem bis jetzt nur wenige Exemplare nach Europa gebracht worden sind. In wildem Zustand findet man in Tibet den bei uns so beliebten prächtigen Goldfasan und den Lady Amherst-Fasan.



Ein altertümlicher Brauch herrschte an der Hofstafel der Königin Victoria von England. Bei jeder Speiseparte, die auf den Tisch kam, wurde der Name des Kochs, welcher das auf ihre herumgereichte Gericht bereitet hatte, laut ausgerufen. Dieser Gebrauch datiert aus der Zeit Georgs II., der auf einer größeren Reise nach dem Festlande für längere Zeit die Dienste seines seetranke gewordenen Küchenchefs entbehren mußte. In dieser Zeit der Not übernahm der älteste Küchenjunge, Weston, das verantwortliche Amt eines königlichen Hauptkochs und verwal-

tete es so vortrefflich, daß er bald zum Küchenmeister ernannt wurde. Aber auch die Küche hat ihre „Kamarilla“, und die unzufriedenen, „waidlichen“ Herdtruppen Georgs II. zettelten eine jacobinische Palastrevolution gegen Weston an, der für jede veraltete Suppe und für jeden verbrannten Beaten verantwortlich gemacht wurde, mochte er auch an der Zubereitung gänzlich unbeteiligt gewesen sein. Aber König Georg durchschaute die nichtswürdige Intrigue und traf die Anordnung, daß der Hofmarschall fortan bei jedem Gericht, das auf die königliche Tafel kam, den Namen des dafür verantwortlichen Kochs mit vernehmlicher Stimme bekannt geben mußte. So kamen weder Lob noch Tadel an die unrichtige Adresse, und mit einer guten Speise war auch der Name eines guten Kochs in aller Munde.



Verförmungsmittel eigener Art bedienten sich die Nürnberger Damen zu Anfang des 16. Jahrhunderts, um sich ihre Jugendfrische zu erhalten. Besonders beliebt waren Bäder und Waschungen mit Ekelinnenmilch; auch Schlangenschlamm, Eidotter und die Asche einer verbrannten Maus, mit Baumöl gemischt, wurden damals in Nürnberg verwendet. Ein anderes Rezept lautet: Man nehme einen weißen Kapaun, füttere ihn drei Wochen mit in Ziegenmilch gequollenem Reis, erwürge ihn darauf, hacke ihn klein und stelle daraus ein Waschwasser her. — Um Runzeln zu vertreiben, empfahl man Einreibungen mit Efelstet oder Eulengehirn. Gegen Sommerprossen gab es mehrere Mittel. Man machte sich, wenn man nicht das Fell eines gefleierten Leoparden erhalten konnte, entweder eine Salbe aus Bocksalz mit Schwefel oder eine schleimige Suppe aus zerschnittenen Wegschnecken. Auch wurde Kuhmilch mit Hirschhorn angewendet. Haarpomade machte man aus Bärenfett oder Nalischmalz, Ahubut sollte krause Haare geben, Ziegenmilch zu starke Augenbrauen mindern. Zahnpulver bereitete man aus Asche von einem Hasenschädel und Fenchelsamen, ein Enthaarungsmittel aus dem Blute der Fledermäuse. Ziemlich kompliziert war die Herstellung von Lippenpomade. Man nahm dazu das „Neh“ eines Zickelins, legte es dreizehn Tage in Rosenöl, nahm es dann heraus, breitete es auf einem Zinnteller aus, setzte es in den warmen Sonnenschein und ließ das Fett herausbraten. Da das Rosenöl sehr teuer war, so ersieht man daraus, daß sich's die Nürnberger Damen schon vor vierhundert Jahren etwas kosten ließen, wenn es galt, ihr Antlitz zu verschönern.



Der zerstreute Professor. Bei Professor Meier wurde nächstlicherweile eingebrochen. Der Professor erwacht von dem Geräusch und fragt: „Ist da jemand im Zimmer?“ „Nein“, antwortete der Einbrecher. „Entschuldigen Sie“, sagte der Professor, „es kam mir so vor.“ Dann legte er sich auf die andere Seite und schlief beruhigt weiter.

Die erste Geige. Gast: „Sie sind also Musiker? Welches Instrument spielen Sie denn?“ Musiker: „Die erste Geige.“ Seine Frau (mit Nachdruck): „Aber nur im Orchester.“ Il mondo che ride.

Unüberlegt. Schnack: „Und ich behaupte, es gibt Hunde, die klüger sind als ihre Herren.“ Krack: „Ja, das kann ich bestätigen. Ich besitze selbst solch ein Hund.“ Krack konnte nicht begreifen, warum die andern so lachten. Vanity fair.